

Erinnern ohne Worte

GESCHICHTE Die Künstlerin Artemis Alcalay fotografiert griechische Schoa-Überlebende in ihrem Alltag

VON TORSTEN HASELBAUER

Heinz Kounio aus Thessaloniki sitzt in einem großen, weißen Sessel. Neben ihm, auf einem kleinen Glastisch, steht eine Vase mit einem bunten Strauß Blumen darin. Im Hintergrund öffnet sich die moderne Küche. Heinz Kounio hat die Ärmel seiner Trainingsjacke lässig hochgekrempelt. Beim genaueren, zweiten Blick auf das Foto, das die griechische Künstlerin Artemis Alcalay von Kounio gemacht hat, erkennt man noch viel mehr. Die eintätowierte Nummer auf seinem linken Arm dokumentiert das. Heinz Kounio war Häftling in Auschwitz.

Aber da ist noch etwas. Das seltsam anmutende Modell eines kleinen Hauses lehnt da ziemlich prominent hinter Kounios' Rücken. Was hat das zu bedeuten? »Wer seine Heimat verlassen muss, weil dort Krieg herrscht, weil er flüchten muss oder deportiert wird, der verliert immer als Erstes sein Haus. Diese Symbolik des Hauses wird in allen Kulturen verstanden. Und deshalb sind auf allen meinen Fotos in dieser Serie die Häuser zu sehen«, löst Alcalay dieses Rätsel.

FOTOPROJEKT Seit nunmehr fünf Jahren fotografiert die Athener Künstlerin Schoa-Überlebende aus Griechenland. Angefangen hat sie in ihrer eigenen Familie. Die Alcalays, Nachkommen der im 15. Jahrhundert aus Spanien nach Griechenland geflüchteten Sefarden, haben selbst zahllose Opfer während der deutschen Besatzungszeit zu beklagen. Drei Jahre lang, von 1941 bis 1944, wüteten die deutschen Okkupanten in Hellas und deportierten über 58.000 griechische Juden. Die meisten, rund 46.000, wohnten in der nordgriechischen Hafenstadt Thessaloniki. Dort wurde sie in Züge gesteckt und durch halb Europa deportiert. Fast immer hieß die Endstation Auschwitz. Alcalays Großvater war einer von ihnen. Er kam am 24. März 1944 in Auschwitz um. Heute leben in Griechenland noch circa 5000 Juden.

Bevor sie fotografiert werden, sprechen die Überlebenden über die ihnen wichtigen Dinge.

»Eine Erzählung ohne Worte« nennt die 60-jährige Künstlerin ihr dokumentarisches Fotoprojekt. Ihre Protagonisten findet sie über die kleine jüdische Community in Griechenland, über Freunde und Bekannte. »Das hatte sich schnell herumgesprochen. Jede jüdische Familie in Griechenland hat ja jemanden, der in der deutschen Besatzungszeit deportiert und



Auf jedem Foto ist das Modell eines Hauses zu sehen. Der Verlust des Hauses symbolisiert für die Fotografin Artemis Alcalay Flucht und Deportation.

ermordet wurde. Aber jede Familie hat auch ein Mitglied, das diese Zeit überlebt hat«, berichtet Alcalay. Diese Überlebenden, heute sind sie zwischen 84 und 104 Jahre alt, wohnen in ganz Griechenland verstreut. Auf der Insel Korfu zum Beispiel, in Athen, in Alcalays Geburtsstadt Ioannina, in Thessaloniki oder anderswo. Aber nicht nur in Hellas. Viele hat es nach dem Kriegsende 1945 in die weite Welt gezogen. In andere europäische Länder (außer nach Deutschland), nach Südafrika, ins heutige Israel, nach Brasilien und Argentinien. Alcalays Reisen werden länger, aufwendiger und teurer. Denn wann immer sie an die Türen der weit verstreuten griechischen Schoa-Überlebenden klopft, hat sie eine kleine Auswahl ihrer selbst entworfenen Hausmodelle unter dem Arm. Und die müssen verzollt werden.

Diese Häuschen sind aus den unterschiedlichsten Materialien gefertigt. Mal

aus Holz, Wolle, Filz, Pappe oder aus Metall. Ihre Hausmodelle sind ein wichtiger Teil der fotografischen Inszenierung. Aber genauso ein Hilfsmittel, eine Art Eintrittskarte. »Durch die kleinen Häuser komme ich mit den Menschen schneller ins Gespräch. Sie fördern den Dialog und öffnen die Herzen. Die Überlebenden suchen sich eines von der kleinen Sammlung aus, nehmen es mit auf das Foto und erzählen ihre Geschichte«, sagt Alcalay.

Schöner Nebeneffekt: Die Angst vor der Kamera wird zur Nebensache. Das Liebingshaus von Heinz Kounio steht dann eben halb verdeckt hinter seinem Sessel. Bei anderen hängt es an der Wand, liegt auf dem Sofa, auf dem Schoß oder wird mit beiden Händen festgehalten. Jeder positioniert es anders. Wohl auch deshalb wirken die fotografischen Arbeiten weder klinisch-steril noch formal. Im Gegenteil, sie sind höchst lebendig.



Fotos: Artemis Alcalay

Zudem hat die Künstlerin ihre Protagonisten ausschließlich an Orten fotografiert, an denen sie sich wohlfühlen. »Ich richte mich immer nach den Wünschen dieser Menschen und natürlich ein wenig nach den Lichtverhältnissen«, so Alcalay. Auf dem Sessel im Wohnzimmer, in der Küche auf einer Bank oder im Aufenthaltsraum eines Altersheims haben sich die Überlebenden für die Fotoshootings niedergelassen. Andere sind mit der Fotografin lieber aus dem Haus gegangen. Zu einem Gedenkort etwa. Auf einem Bild ist im Hintergrund eine Tafel mit den Namen ermordeter griechischer Juden zu erkennen.

ALLTAG Manche haben ihre Kinder oder Enkelkinder mit auf das Foto genommen. Andere schließen Verwandte, Pfleger, die Krankenschwester oder Freunde in ihre Arme. Mal schauen sie ernst und stolz in das Objektiv, mal lachen sie fröhlich in die

Kamera. Sie sind reich oder arm und unterschiedlich gebildet. Manche Frauen haben sich extra schick gemacht, sind sorgsam geschminkt und tragen eine feine Perlenkette. Andere posieren in einer einfachen Küchenschürze, in einem abgetragenen Anzug oder in einer coolen Trainingsjacke.

Bevor die Kamera klickt, reden die Holocaust-Überlebenden über ihren Alltag. Über Dinge, die ihnen wichtig sind im Hier und Jetzt. Über das Essen, über Sport und Gott und die Welt. Dabei hat es Alcalay erstaunt, wie selten die persönliche Vergangenheit thematisiert wird.

In Griechenland hat Alcalay ihre Arbeit vor einem Jahr beendet. Sie hat alle Überlebenden, die 2012, zum Beginn ihres Projektes, in Hellas lebten, fotografiert. Es waren 65 Menschen. Einige davon sind mittlerweile gestorben. Alcalays Arbeit »Eine Erzählung ohne Worte« wird regelmäßig in Griechenland und Israel ausgestellt.

Stele auf Heiligem Sand

WORMS Auf dem jüdischen Friedhof soll ein Gespräch zwischen Martin Buber und Karl Ludwig Schmidt gewürdigt werden. Daran gibt es Kritik

Wer ihn einmal gesehen hat, wird sich gewiss lange noch daran erinnern. Die Rede ist vom sogenannten Martin-Buber-Blick, jener imposanten Blickachse, die vom jüdischen Friedhof in Worms über das uralte Gräberfeld hinweg Richtung Dom weist. Auf diesem »Heiligen Sand«, wie das Areal gleichfalls genannt wird, weil wohlhabende Juden im Mittelalter als Zeichen ihrer religiösen Verbundenheit Erde aus Jerusalem dorthin bringen und verteilen ließen, wurde am 29. Januar in Anwesenheit von Oberbürgermeister Michael Kissel eine Stele enthüllt, die an das am 14. Januar 1933 stattgefundenere Treffen zwischen dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber und dem evangelischen Theologen Karl Ludwig Schmidt erinnern soll. Darin hatten beide die Frage des Bundes zwischen Gott und den Juden diskutiert, wobei Buber genau diese Blickachse thematisierte, um seine Gedanken dazu ein wenig zu konkretisieren.

»Die Idee zu dem Vorhaben kam vor rund einem Jahr von Stella Schindler-Siegreich, der damaligen Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Mainz, die auch für

Worms zuständig ist«, berichtet Susanne Urban, Geschäftsführerin des Vereins SchUM-Städte Speyer, Worms, Mainz. »Wir haben ihren Vorschlag begeistert aufgegriffen und sofort prüfen lassen, ob es aus religiöser Sicht Einwände dagegen geben könnte. Das war nicht der Fall.« SchUM ist ein Akronym aus den hebräischen Anfangslettern der lateinischen Namen von Speyer, Worms und Mainz. Im Mittelalter hatten die jüdischen Gemeinden der drei Städte ein gemeinsames Gremium gebildet, den Va'ad SchUM, um so ihre Interessen gegenüber der Obrigkeit besser zu vertreten.

Das Resultat der Initiative von Schindler-Siegreich sowie des Vereins ist eine 120 Zentimeter hohe Stele aus Cortenstahl in Edelrostoptik mit einem leichten Knick, der das Ganze wie ein Pult erscheinen lässt. Zu sehen ist darauf ein Bild von Martin Buber sowie ein nach dem Treffen mit Karl Ludwig Schmidt von ihm verschriftlichter Auszug aus dem Gespräch der beiden. »Ich habe da gestanden ... all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein ... Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist.

Aber gekündigt ist uns nicht worden«, heißt es unter anderem. An der rechten Kante ist unten zudem ein QR-Code angebracht, über den sich weitere Informationen abrufen lassen. Finanziert wurde die Buber-Stele von den Förderern des Vereins.

Das Projekt will aber nicht nur die Erinnerung an die Bedeutung von Worms als



Martin-Buber-Blick auf den Wormser Dom

ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit im Mittelalter wachhalten. Vielmehr ist die Stele ein zentraler Baustein in dem Vorhaben der Region, unter der Bezeichnung »SchUM-Städte am Rhein – Jüdisches Erbe für die Welt« als UNESCO-Weltkulturerbe anerkannt zu werden. Erste Überlegungen dazu fanden bereits 2004 statt, 2014 nahm man die erste Hürde, weil es die SchUM-Städte zusammen mit acht weiteren Kandidaten auf Platz 5 der deutschen Vorschlagsliste geschafft hatten. Die endgültige Entscheidung wird die UNESCO aber erst im Jahr 2021 treffen. Fällt diese positiv aus, so wird dadurch auch garantiert, dass die nach Martin Buber benannte historische Blickachse nicht durch Neubauten verändert oder gar blockiert werden kann.

»Wir wollten durch die Formgebung und Position der Stele sichergehen, dass sie nicht wie ein Fremdkörper wirkt«, bringt es Urban auf den Punkt. Doch genau daran übt Professor Michael Brocke Kritik. »Das alles dient vor allem dem Werben um Touristen«, so der Direktor des Salomon L. Steinheim-Instituts an der

Universität Duisburg-Essen. Brocke selbst erforscht und dokumentiert seit Jahren die rund 2700 Inschriften der Gräber auf dem Heiligen Sand. »Es handelt sich um den ältesten jüdischen Friedhof in Europa, weshalb das Areal eine ganz besondere Würde ausstrahlt und den höchstmöglichen Respekt im Umgang verlangt.« Genau diese aber sieht er durch die Stele verletzt, die für ihn ein »Implantat« darstellt, das dort nichts zu suchen hat. »Zudem kümmerte es lange niemanden der Verantwortlichen bei der Denkmalbehörde, dass fünf Grabsteine umgefallen waren.«

Für Brocke ist der Friedhof keine christlich-jüdische Begegnungsstätte, sondern schlichtweg ein jüdischer Ort, dessen Bedeutung auch darin besteht, als solcher die Zeiten überstanden zu haben. »Die verwendeten Zitate waren vor der Schoa kontrovers-theologisch eindrucksvoll«, merkt der Experte an. »Ohne den historischen Kontext sind sie aber heute absolut unverständlich und im jüdisch-christlichen Gespräch überholt. Und die englische Übersetzung ist fehlerhaft und verfremdet den Textauszug völlig.«

Ralf Balke